

Sehr geehrte Damen und Herren,

Zu meinem Abschied in Bethel hat mir eine Freundin ein rotes Einkaufsnetz mit wohltuenden Tees und Schokolade geschenkt. Das rote Netz begleitet mich seit dem als Symbol für Vernetzung und Freundschaftsnetze, die mich halten, und es hat mich inspiriert zum Bild der Sorgenetze in meiner Einführungspredigt.

Dieses Thema wurde mir durch den Predigttext meiner Einführungspredigt am 29.9.2019 in meine Agenda als Bischöfin der EKKW geschrieben. Da heißt es im 1. Petr. 5,7: „All eure Sorge werft auf ihn [Gott], denn er sorgt für euch.“ In diesem Wort steckt schon die doppelte Bedeutung des Wortes Sorge: im Sinn von beunruhigenden Sorgen und im Sinne von Sorge für jemanden, damit es ihm oder ihr wohlergehe.

Wie sorgt Gott für uns, habe ich mich damals gefragt?

„Gott stellt uns in eine Gemeinschaft.

Christliche Gemeinschaft, das ist für mich ein Sorgenetz, auch vor Ort. Dazu gehört, einen Ort zu haben zum Reden, mit Gott und anderen Menschen, einen Ort, wo ich Hilfe finde und eigene Gaben einbringen kann und mich mit anderen vernetzen kann. Deshalb wünsche ich mir, dass wir hier in Kurhessen-Waldeck Kirche als so einen Ort erleben und gestalten, der Halt gibt, gerade da, wo die Sorgenetze dünner werden und die Verunsicherung steigt.“ (Einführungspredigt 29.9.19)

Damals ahnte ich noch nicht, dass uns mit Corona eine besondere Bewährungsprobe für Sorgenetze bevorsteht. Zu Beginn des Lockdowns haben wir überall große Solidarität und Hilfsbereitschaft erlebt. Einkaufshilfen, Nachbarschaftsdienste, Telefonketten wurden etabliert. Die Hilfsangebote waren größer als die Nachfrage, was manche Hilfwilligen auch enttäuscht hat.

Dann kam der Sommer, unsere Gesellschaft teilte sich in die, die wieder relativ unbekümmert leben, reisen, feiern, und die, die weiterhin sehr zurückgezogen leben und Angst vor einer Infektion haben. Und wir erleben Menschen, die unter den Regelungen und ihren Folgen leiden, Pflegekräfte, die bis über die Erschöpfungsgrenze hinaus arbeiten, alte Menschen, die unter der Isolation in den Heimen leiden, Kinder, denen die Schule oder die Freundinnen und Freunde fehlen, Menschen mit Behinderung, denen die Werkstatt fehlt und deren Rhythmen total durcheinander sind und viele Menschen mit ökonomischen Sorgen. Jetzt im

Moment steigen die Infektionszahlen rasant und wir erleben, wie stark wir im Moment voneinander abhängig sind. Eine große Hochzeit, eine Einrichtung mit zu wenig Raum für Abstand und eine ganze Region wird zum Risikogebiet, und das durchkreuzt Reisepläne, Versammlungen. Ein Besuch bei Freunden und vorher ein Kontakt im Büro zu jemand der dann positiv getestet wird, und schon sind ganze Familien in Quarantäne. Wir erleben auf ganz neue Weise, wie abhängig wir voneinander und von verantwortungsvollem Verhalten aller sind. Für einander sorgen, das bedeutet in diesen Tagen: sich verantwortlich verhalten und nicht nur an die eigenen Bedürfnisse denken, sondern auch an die Folgen für andere. Das ist die eine Seite der Sorgenetze.

Ich will auch eine andere erzählen: Ich erlebe im Moment privat eine Situation großer Sorge, mein 84jähriger Vater hatte eine Tumoroperation, meine 86jährige Mutter, deren Kurzzeitgedächtnis immer schwächer wird, ist auf Unterstützung angewiesen. Ich bin als einziges noch lebendes Kind 400 KM weit weg und derzeit in einem Risikogebiet. Dass das Sorgenetz trotzdem nicht gerissen ist, verdanke ich einer geflüchteten syrischen Familie, die von meinen Eltern mit Deutschunterricht und vielen praktischen Hilfen unterstützt wurden. Jetzt übernachtet der älteste Sohn der Familie bei meiner Mutter und der Vater bringt die Mutter in die Klinik zu meinem Vater.

Die Gegenseitigkeit von Hilfe geben und Hilfe nehmen, von (Für-)Sorge brauchen und sich um andere sorgen können, das erlebe ich so in meiner eigenen Familie. Jede und jeder ist ein roter Knoten im Sorgenetz und entscheidet mit darüber, ob es reißt oder hält.

Warum erzähle ich Ihnen das? Weil ich verstanden habe, dass zukunftsfähige Sorgenetze knüpfen ein paar wichtige Voraussetzungen hat: Wenn wir über „Versorgung“ im ländlichen Raum oder über diakonische Sorgenetze für Menschen mit Pflegebedarf nachdenken, dürfen wir nicht nur über Sorgebedarfe und Versorgungsangebote nachdenken. Wir müssen über Beteiligungsmöglichkeiten nachdenken und immer auch nach Sorgepotenzialen, nicht nur nach Sorgebedarfen fragen. Das ist ein Paradigmen- und ein Kulturwechsel in dem, wie wir Sorgenetze denken und gestalten.

Wenn wir bei Sorgenetzen nur auf Bedarfe und Bedürftige blicken, auf das, was Sorgen macht, übersehen wir die Potenziale und die Kernfragen von Sorge: Darum geht es nicht nur um physische Pflege, sondern um Eingebunden sein, um Kommunikation, um geteilte Verantwortung und vielfältige Sorgeformen.

Caring communities, sorgende Gemeinschaften, das Leitbild des 7. Altenberichts der Bundesregierung von 2016, betont daher das Leitbild der Zugehörigkeit. Und er macht deutlich: Stabile Sorgestrukturen können nur entstehen, wenn wir ganz unterschiedliche Akteure miteinander vernetzen und diese bereit sind, zu kooperieren.

Diese Form des „Welfare Mix“, also der Kombination von familiärer, nachbarschaftlicher, ehrenamtlicher, professioneller und technologischer Unterstützung, ist aus meiner Sicht alternativlos. Denn wir werden uns angesichts der demografischen Entwicklung in unserem Land eine rein professionelle Versorgung überhaupt nicht leisten können, zumal dafür nicht nur die Gelder, sondern auch die Pflegekräfte fehlen. Darüber kann man jammern oder aber mit dem arbeiten, was an Potenzialen da ist, und miteinander das soziale Netz weiterentwickeln und zukunftsfähig und nachhaltig gestalten, in dem wir leben.

Dazu möchte ich ein paar Beobachtungen beisteuern, die vielleicht helfen können, Sorgenetze weiterzukuüpfen.

Soziale Sorge ist in unserem Land subsidiär organisiert, was das Engagement lokaler und vielfältiger Akteuer ermöglicht und stärkt. Soziale Sorge wird vom Staat, also von uns allen durch unsere Steuern und Sozialbeiträge, finanziell unterstützt und rechtlich geregelt. Dabei bewegen wir uns im Jahr 2020 in einem sehr komplexen Netz von Regelungen und Zuständigkeiten, in dem sich viele Menschen eher verheddern. Vor allem die Versäulung der Hilfesysteme (Sozialgesetzbücher) und die Bürokratisierung erschweren den Akteurinnen und Akteuren vor Ort oft effektives Sorgehandeln.

Die niederländische Pflegeorganisation Buurtzorg, zu deutsch Nachbarschaftshilfe, macht uns im Moment mit atemberaubendem Tempo vor, wie das anders gehen kann. Buurtzorg arbeitet mit dem Prinzip „Menschlichkeit vor Bürokratie“. Pflege beginnt nicht mit einer Einstufung nach Pflegegraden, sondern mit einer Tasse Kaffee und einem Gespräch über die Lebensbedingungen eines Menschen. Die Mitarbeitenden prüfen dabei sehr genau, was jemand selbst tun kann, wo es familiäre, nachbarschaftliche oder ehrenamtliche Hilfesysteme gibt und was zusätzlich durch professionelle Pflegekräfte getan werden muss. Das organisieren sie dann in guter Vernetzung vor Ort. Buurtzorg arbeitet in kleinen Teams von 12 Leuten, gibt den Teams hohe Eigenverantwortung incl. Entscheidung über Ressourceneinsatz und eigene Gehälter und bietet im Hintergrund eine intensive Coaching- und Kommunikationsstruktur sowie gute digitale Unterstützung und Dokumentation an.

Im Grunde greift Buurtzorg auf etwas zurück, was es in Deutschland schon mal gab: auf die Gemeindegeschwester als pflegekundige Sozialraumkoordinatorin, die vor Ort ist, die Menschen kennt, in die Häuser kommt und Sorgenetze knüpft. Und die Gemeindegeschwester wusste, auch da, wo Familien selbst pflegen (und das ist bei 79% aller Pflegebedürftigen in Hessen der Fall<sup>1</sup>) brauchen Angehörige Unterstützung, Einführung in pflegerisches Handeln, aber auch ein offenes Ohr und immer wieder mal Pausen, Ablenkung und Entlastung.

Auch ehrenamtliches Engagement braucht Unterstützung, Begleitung, Koordination und ist kein Selbstläufer. So braucht es Menschen, die die Logiken der unterschiedlichen Sorgeformen kennen, verstehen und unterstützen können und dazu vom staatlichen System unterstützt werden. Ich habe gehört, dass es in Nordhessen in manchen Regionen schon Versuche gibt, die Gemeindegeschwester 2.0 zu etablieren und bin neugierig, davon mehr zu hören.

Damit das möglich ist, braucht es nicht nur eine Flexibilisierung der Säulen unseres staatlichen Hilfesystems, sondern auch ein Umdenken in den Grundlogiken.<sup>2</sup> Seit Mitte der 1990er Jahre ist das Sorgenetz in unserer Gesellschaft ökonomisiert worden. Der Wettbewerb unterschiedlicher Anbieter wurde staatlich gewollt und herbeigeführt, zugleich aber auch reguliert. Er führt dazu, dass Anbieter einander im Modus der Konkurrenz begegnen und Kooperation erschwert wird. Modelle der Koopetition oder Koopkurrenz werden zwar gedacht, manchmal auch praktiziert, aber nicht politisch gefördert.

Ich glaube, dass das ökonomisierte Modell von Sorge in unserem Land gerade an seine Grenzen kommt. Es fördert die Bildung riesiger europaweiter Sozialkonzerne, die standardisierte Schemapflege organisieren und lokale Netze und ambulante Strukturen auffressen oder ignorieren.

Und es gibt immer mehr Menschen, die durch die Strukturen dieses Netzes fallen, weil die Wege zu weit, der Bedarf zu groß oder das vorhandene Geld zu gering ist. Ein solidarisches Miteinander braucht ein Denken vom Menschen her und muss regionale Gegebenheiten und Potenziale nutzen. Nur in einer auf Solidarität basierenden Kultur des Zusammenlebens werden wir in ländlichen Räumen in der Lage sein, tragfähige Sorgenetze zu knüpfen und zu erhalten. Dass das auch politisch bitter nötig ist, damit sich Menschen nicht abgehängt, vergessen und von allen guten Geistern verlassen fühlen und radikalen, egozentrischen

---

<sup>1</sup> <https://statistik.hessen.de/zahlen-fakten/sozialleistungen-kinder-jugendhilfe-gesundheit-bildung-bildungsindikatoren-iabe-kult-8>

<sup>2</sup> Vgl. Sorgende Gemeinde werden, hg. Von Eafa 2015, S.16)

und rassistischen Ideologien zuwenden, führen uns Hygiene-demos und Coronaerfahrungen gerade eindringlich vor Augen.

Nun ist es als Bischöfin nicht meine Aufgabe, konkrete Sozialpolitik zu machen. Aber es ist meine Aufgabe, Denkstrukturen und Logiken aufzudecken, die Mitmenschlichkeit, Nächstenliebe und gegenseitige Sorge behindern oder gar zerstören. Denn der christliche Glaube und die biblische Tradition bieten Bilder gelingenden gemeinsamen Lebens und fördern Haltungen, die auf Nächstenliebe, Respekt, Empathie und soziale Gerechtigkeit zielen. Diese Haltungen sind das Fundament für eine Gesellschaft, die ein solidarisches Miteinander gestaltet und funktionierende Sorgenetze hat.

Und ich sehe es als meine Aufgabe, die Potenziale, die Kirche und Diakonie haben, in die Gestaltung tragfähiger Sorgenetze einzubringen. Denn Kirche ist mit ihren diakonischen Einrichtungen ja nicht nur ein Player im staatlichen Sorgesystem, sie ist zugleich eine wichtige Stütze der Zivilgesellschaft.

- Kirche ist präsent in der Fläche,
- Sie bietet vor Ort in Kirchenräumen und Gemeindehäusern Begegnungsmöglichkeit,
- sie verfügt noch über eine gute Infrastruktur von Hauptamtlichen, die Engagement unterstützen, begleiten und vernetzen,
- sie hat eine große Zahl an Ehrenamtlichen und ist damit eine wichtige Plattform für zivilgesellschaftliche Engagement und
- sie kann die Vernetzung unterschiedlicher Hilfeformen durch ihre Verknüpfung mit organisierter Diakonie ermöglichen und hat bei der Arbeit mit Flüchtlingen auch gezeigt, dass das gelingt.
- Kirche kann auch Beteiligung einüben, Interesse organisieren und klare Leitbilder für ein soziales Miteinander bieten.

Ich glaube, Sorgenetze in Nordhessen brauchen die Kirchen und sie brauchen die organisierte Diakonie.

Freilich, auch das ist kein Selbstläufer. Dass Kirchengemeinden sozialräumlich denken und sich engagieren und nicht in den Kreis der Hochverbundenen zurückziehen, auch dazu muss ermutigt werden, das braucht Erfahrungen von Gelingen und Begleitung und Unterstützung. Dass unternehmerische Diakonie Kirchengemeinden und andere kirchliche Einrichtungen als Partner sucht und erlebt, liegt zwar nahe, ist aber keine Selbstverständlichkeit und oft ein steiniger Weg zueinander. Aber es ist eine Chance für alle Seiten, für die Gemeinden, die

diakonischen Einrichtungen und den Sozialraum, das zeigen Beispiele aus anderen Landeskirchen.

Auch zwischen Kirche und Diakonie und zwischen diakonischen Einrichtungen muss die Haltung der Kooperation, nicht der Konkurrenz manchmal neu eingeübt werden, damit man nicht nur in Form von Marktanteilen oder Zuständigkeiten, sondern im Sinn von Sorgenetzen denkt.

Aus meiner Sicht ist die Zeit vorbei, in der wir Sorgenetze nur in lokalen Modellprojekten und unter der Obhut einzelner Akteure ausprobieren. Ich glaube, es ist bitter nötig, regional zu denken und Sorgenetze über Kommunen hinweg zu knüpfen und miteinander zu überlegen, wer die Kümmerer sind, wie Menschen beteiligt und Strukturen agilisiert werden können und die vielen guten Einzelinitiativen sinnvoll verknüpft werden können, damit wir mit den Menschen, nicht nur für sie Sorgenetze gestalten.

Und damit meine ich nicht eine Kette von Sorgen und Jammern, sondern vielfältige Formen des Kümmerns um das Wohlergehen einzelner vernetzt mit dem Wohlergehen von Nachbarschaften, Dörfern und Landkreisen.

Solche Sorge können wir entwickeln und Netze knüpfen, weil wir davon befreit sind, uns vor allem um uns selbst zu sorgen. Für uns ist gesorgt. „All eure Sorge werft auf ihn, denn er sorgt für euch.“ Auf diese Basis stellt Gott unsere Sorgearbeit. Auf dieser Basis können wir gut Sorgenetze knüpfen.